

Zeitschrift: Neue Wege : Beiträge zu Religion und Sozialismus
Herausgeber: Vereinigung Freundinnen und Freunde der Neuen Wege
Band: 29 (1935)
Heft: 4

Artikel: Für einen Dienstverweigerer
Autor: Romain, Jules
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-136713>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 02.04.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Auf dieser Linie ist eine unendlich reiche Entfaltung des Gedankens und der Tat möglich. Aber sie haben doch nur Wert, wenn sie sich immer wieder auf diese Linie beziehen, und zwar, weil wir es mit dem *lebendigen* Gott zu tun haben, der in der konkreten Wirklichkeit waltet, auf das, was im heutigen Weltgeschehen von Gott aus nach Gestaltung für sein Reich ringt. Das aber tritt im *Sozialismus* hervor, dieses Stichwort weit und tief gefaßt, und hier besonders im Ringen mit dem Mammon und mit der Gewalt, die im Kriege gipfelt. Wer nicht diese Aufgaben anfaßt, kommt mit allem schönen Tun von Gott und seinem Reiche ab und verliert seinen Segen. *Hier* sollen wir Gottes Willen tun, *hier* arbeiten und auch kämpfen! Alles andere ist Willkür und Spiel.

Anders gewendet: es kommt nicht darauf an, daß heute mit Eifer und Enthusiasmus allerlei Schönes und Gutes getan werde, sondern auf die Befolgung einer einfach-großen Linie: der Wiedergeburt der Sache Christi unter uns und in uns aus der Not und Verheißung gerade unserer Zeit. Das ist, wenn wir es so nennen wollen, die neue Reformation der Christenheit. Hier ist, wie wir auch sagen dürfen, das Werk Zwinglis und Calvins weiter zu führen. Das ist, worauf es ankommt. Und hier ist auch der Punkt, wo die religiös-soziale Bewegung einsetzt. Es ist der zentrale Punkt, zu dem alles hinführt. *Leonhard Ragaz.*

(Schluß folgt.)

Für einen Dienstverweigerer.

Vorbemerkung: René Gerin, ein ehemaliger Frontkämpfer, verweigerte den Militärdienst, indem er den Einrückungsbefehl zurückwies und stand dafür am 27. Dezember zu Besançon vor der 14. Strafgerichtskammer. Dort wurde die folgende Erklärung gelesen. Jules Romain gehört zu den bedeutendsten französischen Schriftstellern der Gegenwart und ist in der Politik keineswegs ein Vertreter der Linken.

Genützt hat freilich sein Einstehen direkt nichts. René wurde zu einem weiteren Jahr Gefängnis verurteilt. D. Red.

Das Problem, das durch den Fall von René Gerin gestellt wird, ist für jedermann sehr schmerzlich. Ich möchte nicht, daß die Männer, die darüber zu urteilen berufen sind und die gewiß ein gutes Herz haben, glaubten, ich verkenne die außerordentliche Schwierigkeit ihrer Stellung und den Ernst des Gewissenskampfes, den es für sie bedeutet. Wir stehen wirklich vor einer jener tragischen, furchtbaren innern Zwiespalt erzeugenden Antinomien, die gerade der Fortschritt des sittlichen Empfindens von Zeit zu Zeit in der Geschichte der Menschheit auftreten läßt und vor denen auch die Besten das Recht haben, zu fragen: „Was sollen wir denn tun?“

Ich versuche mich an die Stelle des Richters zu setzen. Auch er erinnert sich des letzten Krieges. Er weiß, was zu einem modernen

Krieg gehört und wird nicht unwillig, wenn man ihm sagt, daß er das größte aller denkbaren Verbrechen ist. Auch er hat seine gleichaltrigen und jüngeren Kameraden fallen sehen. Er hat noch nicht vergessen, wie er selbst in den letzten Zeiten des Krieges und in den ersten Zeiten des Friedens gedacht hat. Er erinnert sich der feierlichen Schwüre, mit denen man gegen die Truppen so freigebig war: „Ihr schlaget euch, um die Menschheit für immer von dieser Geißel zu befreien.“ Er hat keine Mühe, sich die zornige Erregung zu vergegenwärtigen, die ihn etwa gegen Weihnachten 1918 erfaßt hätte, wenn ihm einer erklärt hätte: „In etwas mehr als einem Dutzend Jahren wird man nur noch daran denken, dieses Abenteuer zu wiederholen, in einer noch ein bischen schrecklicheren Form, dank den Fortschritten der Technik, und einer der Frontkameraden wird verfolgt werden, weil er sich geweigert hat, das Schriftstück anzunehmen, das ihm seinen neuen Platz in der neuen Katastrophe anwies.“

Nicht wahr, es ist unnötig, die Stimme stärker zu erheben? Jeder braucht darüber bloß sein Herz zu befragen. Jeder braucht bloß in sich selbst an der Scham zu würgen, die uns, die Männer dieser Zeit, überfällt, wenn wir daran denken, daß es uns nicht gelungen ist, den Frieden zu begründen, daß wir den Tod von Millionen unserer Brüder und Kameraden zu einem vergeblichen haben werden lassen und daß keinem Denkmal des „Unbekannten Soldaten“ in Frankreich und in der ganzen Welt sich ein Zug naht, der da spräche:

„Wir bringen dir endlich das, was du hofftest, als du starbest.“

Ich weiß auf der andern Seite auch, daß der Richter, wie wir selbst, die sehr beunruhigenden Töne vernimmt, die von jenseits der Grenzen zu uns dringen. Auch wenn er glaubt, daß die Drohung sich beseitigen oder hinauschieben lasse, so sieht er doch, wie benachbarte Länder sich versteifen, ihre ganze Energie zusammenfassen. Er denkt daß das nicht der Augenblick für Frankreich sei, schwach zu erscheinen und daß man, wenn man das Beispiel der individuellen Dienstverweigerung sich fortpflanzen ließe, bloß die Gefahr vermehren würde und nicht die Aussicht auf Frieden.

Da möchte ich nun zunächst betonen, daß René Gerin meines Wissens nie für die Dienstverweigerung *geworben* hat. Er hat sich damit begnügt, in tiefem Ernst, ohne Lärm oder theatralische Haltung das zu tun, was ihm als heilige Pflicht erschien, das, was er nicht glaubte unterlassen zu dürfen, ohne sich in seinen eigenen Augen zu entwürdigen. Vom Gesichtspunkt der Staatsraison aus, die allein ein solches gerichtliches Vorgehen rechtfertigt, bedeutet das einen großen Unterschied. Und wenn ich ganz aussprechen soll, was ich denke, so möchte ich sagen, daß es gerade von Seiten der Behörden Weisheit wäre, diesen Unterschied bis zum Äußersten praktisch herauszustellen.

Ich habe bei Anlaß des Falles René Gerin wieder den rührenden und wunderbaren Briefwechsel zwischen dem jüngeren Plinius und Kaiser Trajan gelesen. Sie erinnern sich gewiß, meine Herren, der so ehrenhaften Nöte, die dem Plinius als Proconful von Bythinien die Frage der Christen bereitete. Er weiß, daß die Christen, auch ohne es zu wollen, die Ordnung und Festigkeit des Reiches bedrohen, indem sie Gärungskeime verbreiten, welchen weder die Religion noch die gesellschaftliche Struktur der antiken Welt widerstehen konnten. Er weiß, daß seine Pflicht ist, die Christen zu verfolgen und zu strafen. Aber im Grunde seines Herzens hegt er Achtung vor ihnen, und er fühlt vielleicht undeutlich, daß sie die Zukunft für sich haben, daß sie das künftige Gewissen des menschlichen Geschlechtes für sich haben.

Der Kaiser aber antwortet ihm auf die denkbar weiseste und humanste Art. Er sagt ihm im Wesentlichen dies: „Spüre den Christen nicht nach. Wenn sie dich auffuchen, wenn ihre Tätigkeit aufreizend ist, dann bist du freilich verpflichtet, gegen sie vorzugehen. Sonst aber versuche, ihretwegen die Augen zu schließen.“

Ich begnüge mich nicht damit, zu glauben, daß in einer Zukunft, die vielleicht weniger ferne ist, als wir denken, die Kriegsdienstverweigerung eine sittliche Selbstverständlichkeit sein wird, sei's, daß es den Staaten gelungen ist, den Krieg endgiltig auszuschließen und das individuelle Gewissen bloß eine neue Ordnung widerspiegelt, sei's, daß vor einem fortgesetzten Versagen der Staaten eine wachsende Anzahl von gerechten Seelen, gestützt durch alle religiösen Kräfte und alle Kirchen, endlich die Kraft gewinne, der kollektiven Moral ein wirksames moralisches Veto entgegenzusetzen. Die Menschen jener Zeit werden eine ebenso lebendige Vaterlandsliebe zeigen als wir, aber eine, die *reiner* ist; sie werden es ebenso sinnlos finden, daß sein Vaterland lieben, so viel bedeute, als für es zu töten, wie wenn man zu uns sagte, daß unsere Liebe zu unserer Mutter oder zu unserer Frau nicht vollkommen sei, bevor wir, um sie zu beweisen, bereit seien, zu töten. Und wenn zufällig diese meine Worte in ihre Hände geraten, werden sie sich verwundern, daß ich mir so viel Mühe mache, eine Sache auseinanderzusetzen, die in ihren Augen selbstverständlich ist, ganz so wie wir uns verwundern, daß Voltaire so viel Beredsamkeit habe aufwenden müssen, um den Menschen seiner Zeit das Zugeständnis abzurufen, daß man ein Protestant sein könne, ohne ein schlechter Kerl zu sein.

Aber die Menschen unserer Zeit, und vor allem die, welche einen Teil der öffentlichen Gewalt in den Händen haben, sind durchaus berechtigt, mir zu sagen, daß sie Pflichten gegen die heutige Ordnung hätten, gegen die heutige Auffassung von Vaterland, daß sie den Auftrag hätten, sie zu wahren und daß dies für ihr Gewissen auch ein ernsthaftes Anliegen sei. Gerade so, wie der jüngere Plinius seine

Pflichten als römischer Proconsul des zweiten Jahrhunderts ernst nahm. Ich begreife sie und achte ihre Bedenken. Nur erlaube ich mir das Eine: Sie von Herzensgrund, im Namen der Menschlichkeit, deren Weg nicht morgen zu Ende sein wird, zu bitten, Ihren Spruch doch nicht ohne Rücksicht auf die Zukunft zu fällen und an den weisen Kaiser Trajan zu denken, dem seine Antwort an Plinius noch nach achtzehn Jahrhunderten fortfährt Ehre zu bereiten. *Jules Romain.*

Worte.

Warnung vor Selbstüberhebung.

Ich fahre fort, so wohl und gesund zu sein, daß, wenn ich auch auf alles Einzelne an mir achtgeben wollte, ich nicht wüßte, worüber ich zu klagen hätte. Es ist vielleicht unrecht, das so zu sagen und das Schicksal gleichsam herauszufordern. Man scheut sich gemeinhin, die Dinge zu *berufen*. Großenteils ist das Aberglauben, aber nicht ganz. Wann dies Rühmen mit etwas Gutem mit einer vermessenen innern Zuversicht oder mit großer und angstvoller Bangigkeit vor dem Umschlagen verbunden ist, so schlägt es wirklich leicht um. Man nenne es eine Strafe Gottes, oder man glaube, daß es ein für allemal in der sittlichen Weltordnung so eingerichtet sei, *daß das sich Erhebende wieder gedemütigt werden muß,*¹⁾ so ist die Sache nicht abzuleugnen. Die Erfahrung lehrt sie, sie liegt im Glauben aller uns bekannten Zeitalter und Nationen; viele haben sie in denkwürdigen Sprichwörtern, andere in Erzählungen, überlieferten und erdichteten, niedergelegt.

Wilhelm von Humboldt.

(Dieses Wort eines großen Deutschen stammt aus seinen „*Briefen an eine Freundin*“, einem Buch, dessen Leben und Reichtum nie verwelken werden. Es ist im Jahre 1830 gesagt. Am 8. April feierte man Humboldts hundertjährigen Todestag. Heute wäre er im Konzentrationslager oder im Exil. Aber es gab, und gibt auch heute noch, solche Deutsche.)



Zur Weltlage

Jenes neue und beherrschende Ereignis, das bei unserm letzten Ueberblick fehlte, ist nun diesmal sehr unzweifelhaft vorhanden. Der Teufel, dessen Spiel wir letztes Mal zu verfolgen suchten, wenigstens auf der politischen Linie, hat plötzlich mit Eclat einen Haupttrumpf auf den Tisch geworfen und damit ein Erdbeben erzeugt. Jetzt tritt klar, groß und unausweichlich

¹⁾ Von der Redaktion gesperrt.